

Alexander J. Probst  
mit Daniel Bachmann

# VON DER KIRCHE MISSBRAUCHT



Alexander J. Probst  
mit Daniel Bachmann

# VON DER KIRCHE MISSBRAUCHT

Meine traumatische Kindheit  
bei den Regensburger Domspatzen  
und der furchtbare Skandal

*Dieses Buch widme ich allen missbrauchten Kindern.*



# VORWORT

Um dieses Buch zu schreiben, bin ich heute wieder einmal nach Regensburg gefahren – dorthin, wo alles begann. Wo ich geboren wurde, wo ich bei den weltberühmten Domspatzen war, wo ich in deren Internat durch die Hölle ging. Wo hinter dicken Mauern des Bischofssitzes der Diözese mächtige Kirchenfürsten heute vor mir so zittern wie ich bei den Domspatzen vor meinen Lehrern. Ich bin Alexander J. Probst, der Mann, der einen gewaltigen Stein ins Rollen brachte. Der den Mantel des Schweigens über dem jahrzehntelangen Missbrauch an Aberhunderten von Jungen hob. Der sich nicht davor fürchtete, Schuldige zu nennen. Der auf diese Weise dafür sorgte, dass Bischof Gerhard Ludwig Müller vom damaligen Vertreter Gottes auf Erden, Papst Benedikt XVI., in den Vatikan versetzt wurde. Offiziell, um der Römischen Kurie als Präfekt der Kongregation für die Glaubenslehre und Präsident der Päpstlichen Kommission Ecclesia Dei, der Päpstlichen Bibelkommission und der Internationalen Theologenkommision zu dienen. Vielleicht aber auch einfach, um nicht zur Rechenschaft gezogen zu werden. Warum dieser Aufwand vonseiten der Kirche? Weil Bischof Gerhard Ludwig Müller neben dem Bruder des Papstes, Georg Ratzinger, in den Skandal verwickelt ist. Georg Ratzinger stand dem Internat der Domspatzen dreißig Jahre lang vor – eine Zeit, in welcher der Missbrauch an mir und vielen anderen Schülern geschah. Trotzdem will

er nie etwas gesehen oder gehört, geschweige denn selbst geschlagen und misshandelt haben.

»Von sexuellen Missbräuchen habe ich überhaupt nichts gehört in meiner Zeit. Mir ist nicht bekannt geworden, dass sich damals ein sexueller Missbrauch ereignet hätte«, sagte er der Presse. »Schläge, das heißt Ohrfeigen, waren nicht nur bei den Domspatzen, sondern in allen Erziehungsbereichen wie auch in den Familien üblich. Bei den Domspatzen hatten sie keine andere Bedeutung als in den genannten Bereichen auch.«

»Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun«, bittet Jesus am Kreuz. Was aber ist mit denen, die genau wussten, was sie taten? Von ihnen wird hier die Rede sein. Wie es ihnen gelang, ein System aus Angst und Schweigen aufzubauen, ohne das ein groß angelegter Missbrauch niemals möglich ist.

Warum liegt ausgerechnet in der katholischen Kirche der Anteil männlicher Missbrauchsopfer deutlich höher als in allen anderen Institutionen? Auch das ist eine Frage, die mich, Tausende von Opfern und Millionen von Menschen auf der Erde seit Jahren umtreibt. Dazu passt die Welt der Regensburger Domspatzen, denn sie ist eine Welt aus Licht und Schatten. Die lichten Augenblicke sind für die Öffentlichkeit gedacht. Wenn Hunderte Buben mit Engelsstimmen Mozarts *Missa solemnis* zum Besten geben, sind die Zuhörer ergriffen. Die dunklen Momente lagen bisher in den Erinnerungen von uns Missbrauchsopfern vergraben. Damit haben die Täter gerechnet, doch nun sehen sie sich getäuscht. Alexander J. Probst tauchte plötzlich aus der Versenkung auf – ob sie sich wohl an meinen Namen erinnern? Oder bin ich für sie einfach ein Niemand, der plötzlich in der Öffentlichkeit erscheint und laut ausspricht, was für immer unter dem

Mantel der Verschwiegenheit verborgen sein sollte? Ob sich Cornelius Hafner an meinen Namen erinnert? Während ich diese Zeilen schreibe, halten die Kirchengewaltigen den damaligen Präfekten und späteren Pfarrer von Diethofen-Großhabersdorf an einem geheimen Ort versteckt, so wie es Zeugenschutzprogramme für aussagewillige Mitglieder des organisierten Verbrechens tun. Cornelius Hafner hat mich rund zweihundertmal missbraucht, doch bis heute steht er nicht als Zeuge seiner Taten zur Verfügung. Was tut einer wie er den lieben langen Tag? Bittet er um Vergebung für seine Sünden? Oder macht er einfach weiter wie bisher?

Weitermachen wie bisher, das wollte auch die katholische Kirche. Dann kam der 10. März 2010, ein Tag kurz vor meinem fünfzigsten Geburtstag, der Tag, an dem alles anders werden sollte. Es war der Tag, an dem ich beschloss, diesem System ein Ende zu bereiten. Warum erst in diesem Alter? Weil da etwas in mir zerbrach und mir dabei schmerzlich klar wurde, dass ich die Auseinandersetzung mit diesem übermächtigen Gegner wagen muss. Alexander J. Probst, der Niemand, gegen den ehemaligen Domkapellmeister Georg Ratzinger, gegen den Bischof von Regensburg, selbst gegen den damals amtierenden Papst Benedikt XVI.: Ich konnte nur den Kopf schütteln über meine Naivität. Wer, fragte ich mich, von allen Mitwissern, Mittätern und Mitläufern in diesem Schreckenssystem aus körperlicher Gewalt und sexuellem Missbrauch wird sich auch nur einen Deut darum scheren, dass ein Niemand nicht länger schweigen kann?

Heute bin ich selbst überrascht darüber, welche Lawine ich ausgelöst habe. Mich selbst habe ich ebenfalls erstaunt. Ich wusste von meinem Kämpferherzen und davon, dass Aufgeben, das Handtuch schmeißen, für mich niemals infrage kommt. »Mit dem Herz eines Boxers«, singt Marius Müller-Westernhagen auf einer Platte, die im Jahr 1982 aufgenommen



wurde. Da war ich 22 Jahre alt und mein Vater ehemaliger bayerischer Boxchampion im Schwergewicht. Was ihm zwar dabei half, mich in einer heftigen Auseinandersetzung mit Georg Ratzinger aus dem Schreckenssystem zu befreien, ihn aber nicht dazu befähigte, ein guter Vater zu sein. Heute bin ich 56 und es ist mir gelungen, nicht nur diesen Skandal aufzudecken, sondern auch Aberhunderte Männer, die ein Schicksal ähnlich dem meinen erlitten haben, um mich zu versammeln. Gemeinsam zwangen wir die Kirchenoberen an einen runden Tisch – ein Vorgang, den es in der langen Geschichte der katholischen Kirche bis dahin nie gegeben hatte. Ich bin der Beweis dafür, dass ein Niemand ein für alle Ewigkeiten geschaffenes System zum Kippen bringen kann – wenn der Mensch hinter dem Niemand bereit ist, alles dafür in die Waagschale zu werfen.

Genau davon handelt diese Geschichte. Erwarten Sie nicht, dass sie dunkel beginnt und dunkel endet. Das ist ganz und gar nicht der Fall. Meine Erinnerungen beginnen im Licht und mit fröhlichem Jungenlachen. Es ist Ende der Sommerferien 1968 und heute ist mein erster Tag an der Vorschule der Regensburger Domspatzen in Etterzhausen. Wie ich mich fühle? Ich bin ja so was von aufgeregt! Oder wie wir Jungs es damals ausdrückten: Hey, ich bin gespannt wie ein Flitzebogen!

## »*Sein Verhalten ist nun freundlich und dienstgefällig.*«

Aus dem Zeugnis von Alexander J. Probst,  
3. Klasse, Vorschule der Domspatzen, 1968

Meine Mami drückt ganz schön auf die Tube. Dabei ist die Straße, die vom Dorf Etterzhausen zur Vorschule der Regensburger Domspatzen führt, alles andere als eine Rennstrecke. Doch irgendwie hat sie es eilig. Das wundert mich nicht, sie hat es immer eilig. Aber heute ganz besonders. Normalerweise geht sie mir damit ganz schön auf die Nerven, wenn sie wieder meckert und durch die Gegend hetzt, und dann denke ich mir: Du bist ja auch gar nicht meine Mami. Meine wirkliche Mutter, die wir Mutti nennen müssen, damit keine Verwechslungen passieren, die hat Vater aus dem Haus gejagt. So ist das in meinem Kopf verankert, in meinem achtjährigen Kopf, der, wie ich finde, die Dinge ganz schön klar sieht.

1963, als ich gerade drei Jahre alt war, musste meine leibliche Mutter das Haus verlassen, um für die neue Frau meines Vaters Platz zu machen. Unsere Wohnung war zwar nicht klein, doch die Ansprüche meiner neuen Mami waren groß. Daher mussten wir Kinder jetzt im Keller übernachten. Dort bekamen wir ein Zimmer mit einem kleinen vergitterten Fenster, durch das kaum Licht fiel. Nachts durften wir nicht hoch aufs Klo. Als das mit dem Nachttopf einmal danebging, zeigte meine neue Mami ihr wahres Gesicht. Sie fuhr mich an: »Du bist flüssige Scheiße zu Zöpfchen

geflochten!« Das sollte einer ihrer Lieblingsprüche werden, und ich hasse es, wenn sie das zu mir sagt. Aber Mami kann hart wie Stein und kalt wie Eis sein. Einmal sollten wir Chicoréesalat essen und ich kriegte den nicht runter. Er war bitter. Sie bestand darauf. Ich probierte es und nach ein paar Bissen wurde mir schlecht. Alles, was ich schon gegessen hatte, kam hoch und landete auf dem Teller. Mami sah sich die Schweinerei an und sagte: »So. Du bleibst hier sitzen, bis du das alles wieder gegessen hast.« Ich wollte das nicht. Aber sie blieb stur. Ich musste das Erbrochene in mich hineinlöffeln. Danach musste ich noch mal Chicorée essen und zum Glück blieb er dieses Mal unten. Mami sagte: »Siehst du? Es geht doch.«

Eigentlich wollte ich das alles meinem Vater erzählen, aber sie wusste das zu verhindern. Wenn er nach Hause kam, nahm sie meine Schwester und mich an der Hand. Wir mussten neben ihr stehen und ihn begrüßen. Dabei drückte sie unsere Hände so fest, dass ich am liebsten schreien wollte. Sie sagte: »Euer Vater möchte wissen, ob ihr einen guten Tag hattet. Sagt es ihm.«

Dabei drückte sie noch fester zu. Wir sagten immer, dass wir einen guten Tag hatten. Ich sagte es ganz laut und deutlich, damit er es gleich verstand und Mami meine Hand losließ. Ich erzählte nichts vom Chicorée. Mami sagte: »So ist es brav, Kinder.«

Kurz darauf ist meine Schwester im Internat der Salesianerinnen in Pielenhofen gelandet. Ich sage Schulnonnen zu denen, denn so werden sie von ihr beschrieben: Sie tragen die Tracht von Nonnen, sind aber auch Lehrerinnen. Vielleicht hat das Mami auf die Idee gebracht. Schließlich bin ich zwei Jahre später, mit acht Jahren, immer noch da und störe.

»Gibt es nicht die Vorschule der Domspatzen in Etterzhausen?«, sagt sie eines Tages zu meinem Vater. Es ist keine Frage, jeder weiß, dass es die

Schule gibt. Auch wir wissen das, obwohl wir Zugezogene sind. Ich bin in Regensburg geboren, dort haben wir drei Jahre lang gewohnt. Damals noch ohne die neue Mami, denn die stammt ja aus Polen, auch wenn sie darüber selten spricht. Warum, weiß ich nicht, aber irgendwie hat sie keine guten Erinnerungen daran. Obwohl ihr Papa der größte Bonbonhersteller des Landes war. Aber irgendwas passierte im Krieg, was, weiß ich nicht, und ob er noch lebt, weiß ich auch nicht. Ab und zu sagt sie, dass sie in der Stadt Posen eine tolle Villa hatten, aber flüchten mussten. Ihr Bruder sogar bis nach Australien! Sie selbst hat es nach Paris verschlagen und darüber spricht sie gern. Da hat sie gelebt, bis sie Vater kennenlernte, und offenbar hat sie an Paris bessere Erinnerungen. Wenn die beiden mal streiten, fällt das Wort »Paris« häufig. Dann kann ich hören, dass es dort besser ist als in Regensburg oder Etterzhausen. Wahrscheinlich ist in Paris auch mehr Platz. Aber bei uns ist auch bald mehr Platz. Denn mein Vater antwortet auf die Frage, die gar keine Frage war: »Stimmt. Und der Tag der offenen Tür steht vor der Tür.« Er lacht über sein kleines Wortspiel. Mami lacht auch und dann fragt sie mich: »Hättest du Lust, dir das anzuschauen?« Sie macht eine Pause und fügt hinzu: »Da findest du sicher auch Freunde.«

Es ist nicht so, dass ich keine Freunde im Dorf habe. Seit wir hier leben, bin ich in der Volksschule. Dort habe ich mir einen guten Ruf erarbeitet: Wann immer es gilt, eine Mutprobe zu bestehen, bin ich der Erste, der sie angeht. Man kann nämlich nicht einfach aus Regensburg aufkreuzen und gleich überall mitmachen. Den Jungs musste ich erst mal was bieten. Das tue ich noch immer. Morgens zum Beispiel, vor der Schule, das ist jedes Mal ein Schauspiel, von dem Vater und Mami nichts wissen. Zwischen unserer Wohnung und der Dorfschule fließt der Fluss Naab und darüber geht eine Brücke. Wir sind ein Haufen Schulkameraden, die jeden Morgen darüber-

gehen. Das heißt, die anderen gehen über die Brücke, doch ich balanciere auf dem Geländer. Das ist schmal und hoch und das Wasser darunter ein reißender Strudel, vor allem im Winter oder wenn es geregnet hat. Aber ich lasse mir das nicht nehmen, zumal sich keiner der anderen aufs Geländer traut. Man muss sich Respekt verschaffen, das ist so ein Spruch, den ich von meinem Vater aufgeschnappt habe. Als es darum ging, wie er Boxchampion geworden ist. Damals war mir nicht klar, was Respekt bedeutet, aber ich schaute im Wörterbuch nach. »Anerkennung« und »Ehrerbietung« stand da. Den Ausdruck »Ehrerbietung« kannte ich auch nicht, also schaute ich den ebenfalls nach. So mache ich das immer. Ich liebe Wörter, ich liebe Sätze, ich liebe Bücher. Ich konnte schon im Kindergarten lesen, das habe ich mir selbst beigebracht. Vater sagte: »Heute Abend kommt *Stahlnetz* im Fernsehen.« Das war ein Krimi, den ich nicht sehen durfte. Aber ich lief zum Wörterbuch und suchte nach dem Wort »Stahlnetz«. Das gab es nicht, aber ich fand »Stahl« und ich fand »Netz«. Ich fuhr die Buchstaben mit den Fingern nach, bis ich sie mir eingepägt hatte. Und ich passte auf, was Vater in der TV-Zeitschrift las. Er schaute rein und meinte: »Edgar Wallace kommt.« Ich suchte die Stelle, an der er gestöbert hatte, und prägte mir die Worte ein. Auf diese Weise lernte ich lesen, sogar die alte Antiquaschrift. Die brachte mir Oma bei, die Mutter von meiner richtigen Mutter. Die Mutter von Mutti. Oma liebe ich abgöttisch, und Mutti liebe ich genauso, auch wenn sie nicht mehr da ist. Mami liebe ich nicht, aber ich werde mich hüten, es ihr zu sagen. Wenn sie will, kann sie so richtig ausrasten, und dann kommt man ihr besser nicht in die Quere. Zwischen uns herrscht nicht gerade Friede, Freude, Eierkuchen.

Vielleicht sage ich deshalb: »Ja, das will ich mir ansehen.« Vielleicht auch, weil keiner meiner Freunde aus dem Dorf da oben in der Schule sein wird.

»Die ist was für Bessere«, sagt man im Dorf hinter vorgehaltener Hand. Manche sagen auch: »Oje, die Vorschule«, was immer das zu bedeuten hat. Viele sagen einfach nichts. Als ob es die Schule gar nicht gäbe.

Am Tag der offenen Tür schauen wir uns alles an. Sieht nicht schlecht aus, finde ich. Die Vorschule ist riesig. Umgeben von weiten Wäldern liegt sie auf einer großen Lichtung. In der Mitte ist ein lang gestrecktes Gebäude, an das sich ein mehrstöckiges Haus anschließt. Auf der anderen Seite gibt's auch noch ein Haus und weitere Häuser und Bungalows sind um das Anwesen verstreut. Dort wohnen Lehrer, heißt es, aber viel wichtiger für mich sind die Spiel- und Sportplätze. Wir lauschen einem Vortrag, in dem es heißt, dass wir Buben eine gediegene Schulbildung bekommen. Das Wort »gediegen« habe ich noch nie zuvor gehört, das werde ich zu Hause nachschlagen.

»Ausreichende Betreuung gibt es«, sagt der Mann, der den Vortrag hält. »Die kommt den besonderen Neigungen und Begabungen zugute.«

Was er damit meint, bleibt unklar. Anschließend werden wir herumgeführt. Es gibt einen Musiksaal, darin wird täglich gesungen, sagt er. Er nennt es Stimmbildung und Chorerziehung, und ich kann nur hoffen, dass ich mir all die neuen Wörter merken kann.

»Jeder Singknabe«, sagt er, »lernt ein Instrument. Das kann Klavier sein oder Violine. Damit ist dieser Ort ideal für die Vorbereitung auf das Musikgymnasium und die Chöre der Regensburger Domspatzen.«

Er schaut sich in der Runde um. Es sind vielleicht fünfzig Elternpaare da. Einige haben ihre Jungs dabei, andere nicht. Sein Auge fällt auf mich. Er lächelt mich an.

»Wir haben Glück«, sagt er. »Heute ist der Domkapellmeister da. Hättest du Lust, ihm vorzusingen?«

In der Volksschule singen wir manchmal auch. Ich kann aber nicht behaupten, dass ich mich in den Vordergrund dränge, wenn es dazu kommt. Auf dem Geländer balancieren, wenn alle Muffensausen kriegen, das schon. Auf der anderen Seite, was ist schon dabei? Ich antworte: »Ja«, und der Mann bittet uns mitzukommen.

Georg Ratzinger wartet in einem der Musikräume auf uns. Die werde ich später noch ganz genau kennenlernen und auch ihn soll ich noch von einer völlig anderen Seite erleben. Heute ist er aufgeräumt. Freundlich schüttelt er erst Mami die Hand, dann Vater. Der ahnt nichts davon, dass er das nächste Mal, wenn er Ratzinger gegenübersteht, seine Boxerhände zu Fäusten geballt hat. Keiner ahnt etwas davon. Ich ahne ja auch nicht, dass die Worte »besondere Neigungen« in der katholischen Kirche doppeldeutig zu werten sind.

»Was wollen wir singen?«, fragt Georg Ratzinger. Er schlägt ein paar Noten auf dem Klavier an. »Wie wäre es mit ›Amsel, Drossel, Fink und Star und die ganze Vogelschar‹? Kennst du das?«

Ich zeige Textlücken beim Singen des Liedes, aber das scheint den Domkapellmeister nicht zu stören. Dafür trällere ich wie ein junger Zeisig, und das gefällt ihm.

»Schön, schön«, sagt er. »Ich spiele ein paar Noten und du singst die Noten nach. Auf den Vokal A.«

Das ist ja Pipi, denke ich. Jedes Mal wenn das Klavier einen Ton von sich gibt, singe ich ihn nach. Auf A. Das kann ja wohl nicht alles sein, fährt es mir durch den Kopf, aber so ist es.

»Ihr Sohn ist sehr begabt«, sagt Georg Ratzinger. »Er wird seinen Weg bei den Domspatzen machen.«

Für ihn ist es also schon eine ausgemachte Sache, dass ich ein Domspatz werde. Für meinen Vater und Mami ebenfalls. Auf dem Weg nach Hause

reden sie von nichts anderem. Dann fragen sie mich. Sie wollen wissen, was ich von der Sache halte. Ich habe dieselbe Meinung wie der Domkapellmeister und meine Eltern. Ich will Domspatz werden. Ich will raus aus der Volksschule und hier was Besonderes sein. Einer, der mit neuen Freunden über die Wiesen tobt. Der Fußball spielt und singt und von mir aus Klavier lernt oder Violine, das ist mir ziemlich wurst.

»Mir gefällt's«, sage ich.

Vater und Mami schauen sich an.

»Es kostet 170 Mark im Monat. Für Kost und Logis«, sagt mein Vater. Er ist Ingenieur und immer fix, was Zahlen angeht. »Plus 12,50 Mark für den Musikunterricht, 2,55 Mark für Noten, 2 Mark für die Unfallversicherung und 2 Mark für die Glasversicherung.« Er wendet sich an mich. »Schmeiß ja kein Fenster ein, hörst du. Die gehen glatt rauf mit dem Beitrag.«

»Alles in allem 189 Mark und 5 Pfennig.« Auch Mami ist stolz auf ihre Rechenkünste. Bevor sie nach Regensburg kam, arbeitete sie in Paris und gibt mächtig damit an. Chefkosmetikerin bei Germaine Monteil, sagt sie allen, die es wissen wollen, und auch denen, die das nicht so interessiert. Weil mein Vater den Pilotenschein hat und sie mitnahm, als sie eines Tages geschäftlich in Regensburg zu tun hatte und sie sich in einem Restaurant kennenlernten, hat sie sich in ihn verknallt. So nenne ich das, verknallt. Und weil sie jetzt verknallt waren und zusammen sein wollten, ging sie weg von Paris und wurde Kosmetikerin in einer Regensburger Parfümerie. Da war sie schon vierzig Jahre alt, viel älter als mein Vater, und sie sagte zu mir und meiner Schwester: »Ich heiße Marie-José. Ihr könnt Jo zu mir sagen. >Scho< gesprochen, mit weichem sch, so macht man das in Paris.« Dann war die Scheidung und Mutti wurde schuldig gesprochen. Als sie weg war, hieß es, dass wir sie nicht mehr sehen dürfen. Das war die Zeit, als aus Jo – weich gesprochen wie >sch< – Mami wurde.